

BUCHBESPRECHUNGEN

Andreas Wagner/Volker Hörner/Günter Geisthardt (Hg.), *Gott im Wort – Gott im Bild. Bilderlosigkeit als Bedingung des Monotheismus?*, Neukirchen-Vluyn 2005 (ISBN 3-7887-2111-1)

Der zu besprechende Band bietet eine Fülle von Denkfiguren und Blickwinkeln rund um das spannende Themenfeld Bild/Bilderlosigkeit im Horizont der Relation Gott-Wort-Bild.

Die 14 Beiträge des Bandes spielen dabei zwischen alt- und neutestamentlichen Einsichten, kirchengeschichtlichen wie kunsthistorischen Erkenntnissen und Entdeckungen sowie praktisch-theologischen und (abschließend) systematischen Frage(stellung)en.

Mitherausgeber Andreas Wagner eröffnet den Essayreigen, der OKR Dr. Klaus Bümlein gewidmet ist, mit einem Blick auf den alttestamentlichen Monotheismus und dessen Bindung ans Wort. Schön wird hier gezeigt, wie sich die alttestamentliche Bilderlosigkeit im Laufe der Entwicklungsgeschichte der israelitischen Religion als Unterscheidungskriterium herausbilden konnte, was zeitlich für die exilisch-nachexilische Epoche anzusetzen ist. Das Proprium alttestamentlicher Denkart zeigt sich sowohl im Handeln Jahwes als auch in seiner Kommunikation mit Menschen. Beides legt eine Tendenz zur Anthropomorphie nahe, worauf Wagner dezidiert verweist.

Michael Tilly entwickelt seinen Beitrag zum Thema „Antijüdische Instrumentalisierungen des biblischen Bilderverbots“ anhand der diversen Phasen des Umgangs mit dem Bild im Judentum (1. Synagogale Kunst in der Antike; 2. Bild und Bilderlosigkeit im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Judentum; 3. Die Behauptung der Bilderlosigkeit des Judentums in der Moderne). Dabei macht er deutlich, dass bereits das Bilderverbot der Bibel „Ausdruck reformerischer Partikularinteressen“ (S. 30) ist, die von einer magischen Weltsicht getragen waren.

Roman Heiligenthal beschäftigt sich mit dem johanneischen Gemeindegemeinschaft und der Diastase zwischen jüdischen und johanneischen Gemeinden sowie mit der Problematik des Synagogenausschlusses. Dabei kommt er zu dem Schluss, „dass die Konfliktgeschichte zwischen den johanneischen Gemeinden und dem ‚Common Judaism‘ einen schmerzhaften Ablösungsprozess“ zeigt, „der nicht nur theologische, sondern auch wirtschaftliche und politische Konsequenzen zur Folge hatte“. (S. 42)

Der Mainzer Neutestamentler Friedrich W. Horn untersucht die „Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes und die vergänglichen Bilder des Menschen. Überlegungen im Anschluss an Röm 1,23“. Sein gelungener Einstieg über den Hinweis auf den Iconic Turn, der mittlerweile auch die Theologie erreicht hat, führt über in eine facettenstarke Auseinandersetzung mit diversen Traditionen (Ägyptens, ferner mit Sapientia Salomonis sowie Josephus) hinsichtlich der Kultbildpolemik. Paulus folgt in Röm 1,23–28 offensichtlich dem antiken Grundsatz der adäquaten Vergeltung und macht gleichsam die Notwendigkeit des göttlichen Zorngerichts deutlich. Die Abgrenzung gegenüber heidnischer Religion sowie die Apologetik der eigenen steht bei den angesprochenen Texten als Motiv fest. Doch hat es nach archäologischem Befund sowohl im hellenistischen Judentum als auch im frühen Christentum wohl keine bilderlose Religion gegeben. Bleibt die Frage: „Ist

die Christusikone das einzige legitime Bild innerhalb der christlichen Religion?“ (S. 56) Womöglich muss auch, so der Autor weiter, mit einer missverständlichen Interpretation anderer Religionen seitens Pauli gerechnet werden bzw. damit, dass in seiner Polemik diese Verzeichnung bewusst eingebaut ist. Last, but not least, lässt sich Röm 1, 23 als eine Art Grenzschilderung fassen, die vor dem Abgleiten in einen falschen Bildergebrauch warnen möchte.

Katharina Greschat eröffnet die kirchenhistorische Perspektive mit ihrem Blick auf Gregor den Großen und dessen Auseinandersetzung mit Serenus von Marseille um die Bilderfrage. Hier wird eine geradezu „klassische“ Position vorgetragen, die den Bildern eine positive Funktion zuweist, ohne eine kultische Verehrung für sie einzufordern, wie es bald nach Gregor im Osten üblich wurde.

Thomas Lentens steigt mit dem bekannten Lutherzitat aus dessen Sermon von der Bereitung zum Sterben (von 1519) ein und verdeutlicht die Bedeutung der Bilder für die „Schauförmigkeit“ (nicht nur) des Mittelalters. Der Autor zeigt diverse Ebenen der Vermischung von Privatgebet und Liturgie auf (darunter die bekannte *memoria passionis*, die Gleichsetzung von historischer Heilszeit mit der aktuellen Zeit des Betrachters). Mit diesem Beitrag wird das Augenmerk auf Blickrituale gelenkt, die gerade im Kontext des Sakramentalen (und weniger des Magischen) ihre Bedeutung für den Frommen entfaltet. Eine ansprechende Bildauswahl im Anhang des Beitrags vertieft das Gelesene.

Die Mainzer Kirchengeschichtlerin Irene Dingel widmet sich der Bilderfrage als einem „Grenzort“ zwischen Luthertum und Calvinismus. Obgleich weniger relevant für die dogmatischen Unterscheidungsmomente, so war doch in Sachen Öffentlichkeitswirksamkeit (gerade im Falle eines Konfessionswechsels) das Kriterium des Bilderumgangs massiv identitätsbildend, gerade für den theologisch weniger beschlagenen Zeitgenossen. Dingels Beitrag entwickelt in drei Schritten das theologische Ringen ums Bild: zunächst die Epoche bis zum Heidelberger Katechismus, danach erste lutherische Reaktionen und schließlich der Stellenwert der Bilderfrage, beleuchtet von den lutherisch-calvinistischen Religionsgesprächen her.

Den umfangreichsten Beitrag steuert Christoph Wagner mit seinem Titel „Der unsichtbare Gott – Ein Thema der italienischen Renaissancemalerei?“ bei, der sowohl die neue (als göttlich verstandene) Rolle der Künstler jener Zeit als auch den Deus-artifex-Gedanken thematisiert. Vor allem geht es ihm um die Widerlegung einer im 19. Jahrhundert vorgebrachten Diagnose, dass in der Renaissance eine Profanierung des Gottesbildes stattgefunden habe, was anhand einiger Bilder Raphaels exemplarisch dementiert wird.

Den musikästhetischen Fokus finden wir bei Bernhard Janz und seinem Blick auf die Gottesdarstellung in den Oratorien von Johann Joseph Fux (1660–1741).

Ikonen/sakrale Bilder in ihrer Relevanz für die Kulturgeschichte des Christentums betrachtet Vasilios N. Makrides, nicht zuletzt auch hinsichtlich der historischen Wahrnehmungswandlungen in Ost und West.

Der Basler Praktologe Albrecht Grözinger beseht die „Gottesbilder in der Postmoderne“ aus verschiedenen Blickwinkeln, u. a. im Sinne der Gottesbilder „in uns“. Dabei macht er deutlich, dass wir es mit vielerlei Gesichtern Gottes zu tun haben, von dem Gottesbild der „Gottesvergiftung“ bei T. Moser über die postmodernen Facetten des Gottesgesichts bis hin zur sog. feministischen Theologie. Hilfreiche Gottesbilder sind für den Autor solche, die uns helfen, unsere Erfahrungen mit Gott ansichtig zu machen – als Bilder des Lebens.

Der in Tübingen lehrende Friedrich Schweitzer geht sozialisationstheoretisch dem Zusammenhang von Bildern/Bilderlosigkeit und persönlicher Reife nach und kommt zu dem Schluss, dass wir hier noch am Anfang der Forschung stehen. Für Schweitzer liegt in der Reflexion von Bilderlosigkeit, Monotheismus und Persönlichkeitsentwicklung noch ein enormes Potential für die Sozialforschung sowie für die Religionspsychologie. In Schweitzers Diktion lautet die Verwerfung des Kinderglaubens „autobiographische Präsentation des Bildersturms in der Lebensgeschichte“, und angesichts der auch für die weitere Arbeit der praktisch-theologischen Sozialisationsforschung so wichtige Auseinandersetzung mit der Deutung von Glaubens-, Reifungs- und Übergangsphasen des Lebens liefert der Autor einen wichtigen Impuls für das fortzuführende Gespräch über den Umgang mit Bildern/Bilderlosigkeit in religiösen Sozialisationsprozessen.

Martin Leiner schließt den (eigentlichen) Essayreigen mit einem pointierten Plädoyer für eine weiterhin zu entfaltende christologische Bildertheologie. Ausgehend von der These, dass sich im Christentum ein christologisches Bildverständnis herausgebildet hat, geht der Autor zunächst den typologischen Zügen von Kultbildern in antiken polytheistischen Religionen nach, verfolgt sodann die Spur monotheistischer Kritik an Kultbildern, um zu zeigen, wie das Christentum in den Auseinandersetzungen im Bilderstreit des frühen byzantinischen Mittelalters eine eigene, christologisch ausgerichtete Bildertheologie entwickelt hat. In einem vierten Schritt macht Leiner deutlich, dass im Kontext des Zuspruchs des Evangeliums „Bilder dann sogar eindeutiger Medien der Gnade Gottes sein [können] als Worte.“

Geradezu wie eine Art Nachwort wirkt das exegetische Stück „Weinwunder – Weinstock – lebendiges Wasser – Geist: Die anstößige Botschaft auf der Hochzeit zu Kana“ von Michael Welker. Zwischen Neuschöpfung und Weinwunder spielen seine eher meditativen Gedanken, die zwar nicht wirklich zur Bildtheologie bzw. zur Frage „Gott und Bild“, aber dennoch abrundend etwas zum Gebrauch von Metaphern (*mutatis mutandis* dann auch von „Bildern“, in *concreto*: Weinstockmotivik) in christlich-exegetischen Settings beitragen.

PD Dr. Thomas Nisslmüller, Schlangenbad

Bettina Walde, Willensfreiheit und Hirnforschung. Das Freiheitsmodell des epistemischen Libertarismus, mentis, Paderborn 2006 (ISBN 978-3-

Die Mainzer Philosophin PD Dr. Bettina Walde legt mit ihrem speziellen Blick auf die Willensfreiheit ein streng an der Modellkonzeption des epistemischen Libertarismus orientiertes Werk vor, das durch klaren Aufbau, konsequent-konkise Darstellung sowie mit einem klaren Ergebnis zu überzeugen vermag.

Einblicke in die auch in der Populärliteratur mittlerweile wieder hoffähige Debatte um die Bedeutung und den Wert des Willens werden hier auf hohem, aber auch dem „Neuling“ durchaus noch zugänglichen Weise präsentiert.

Begrüßt werden die LeserInnen mit dem Emblem des „free will“ aus Caesar Ripas *Iconologia: or, Moral Emblems* (London 1709, Abb. 195), einer szeptertragenden Prinzengestalt, die majestätisch voranschreitet, den Kopf dem Betrachter zur Seite hin zugewandt; in der Legende des Emblems heißt es zu dem mit dem Buchstaben „Y“ auslaufenden Szepter: „The Letter Y declares the two Ways

in Man's Life, *Virtue* and *Vice*, as it is divided at the Top.“ Inwieweit es in der Tat um eine Freiheit der Wahl zwischen „Two Ways“ (oder gar zwischen endlosen Optionen) bei der Bestimmung der Willensfreiheit gehen kann, ist die Skopusfrage der Untersuchung.

Willensfreiheit im Kontext der Frage nach den „Bestimmtheiten“ (Determinationen) des Willens sowie der Frage nach einem womöglich unbestimmt-bestimmten „freien“ Willen ist sowohl philosophisch als auch aus theologischer Perspektive ein spannendes Forschungsfeld. Das Phänomen Wille wird hier im Spannungsfeld von kompatibilistischen und inkompatibilistischen Modellen befragt. Der „freie“ Willenseinsatz gewinnt dabei seine besondere wie aktuelle Brisanz vor dem Hintergrund neurobiologischer und nicht zuletzt auch juristischer Aspekte, die sich aus diesem Problemkomplex ergeben.

Die Modelle, die Bettina Walde in Ihrer Habilitationsschrift (wie ihre Dissertation [Metaphysik des Bewußtseins. Ein naturalistischer Erklärungsansatz, Paderborn 2002] ebenso bei mentis in Paderborn erschienen) vorlegt, lassen die spätestens seit der zwischen Luther und Erasmus im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts entbrannten Fehde um den freien Willen (Erasmus: *De libero arbitrio*/Luther: *De servo arbitrio*) in den Blick gerückte Streitfrage in einem differenzierten und prononcierten Licht erscheinen. Der Referenzrahmen, in dem sich Walde in ihrer Arbeit bewegt, ist – wie bereits der Untertitel der Arbeit deutlich macht – der sog. epistemische Libertarismus

Die 191 Textseiten (dazu kommen etwa 2 Seiten Vorwort, 13 Seiten Bibliographie, 6 Seiten Glossar und 3 Seiten Index, nebst 3 Seiten Inhaltsangabe) sind in 13 Kapitel mit jeweils 3 bis 5 Unterpunkten sehr übersichtlich aufgeteilt. Der Bogen spannt sich von einleitenden Bemerkungen zu Willensfreiheit und Hirnforschung (Kap. 1) über Modelle der Willensfreiheit (Kap. 2–5: vorwissenschaftliche Sichtweise, Handlungstheorie, inkompatibilistische und kompatibilistische Theorie) und Fragen der kognitionswissenschaftlichen Herausforderungen (Kap. 6–8) zu den Bedingungen der Willensfreiheit (Kap. 10–12: Monismusbedingung, Bedingung der geeigneten Determination, epistemische Offenheit der Zukunft) und bis zum Libertarismus (Kap. 13), wobei Kap. 9 („Die deterministische und die epiphänomenalistische Argumentationslinie zur Widerlegung der Willensfreiheit“) mutatis mutandis einen Exkurs markiert.

Das konzise wie hilfreiche Glossar (S. 220–225) mit 21 Einträgen dient nicht nur als „Klärungshilfe“, sondern kann angesichts der sehr dichten Thematik auch mit Gewinn als eine Art orientierende Einleitung zum Topos der Willensfreiheit gelesen werden. Forschungsarbeiten (insgesamt über 300 Einträge im Literaturverzeichnis) wurden bis zum Erscheinungsjahr 2006 berücksichtigt.

Im Fadenkreuz der Fragestellung von Determination-Nichtdetermination beeindruckt Walde schon von den ersten Seiten an mit ihrer trotz des „ernsten Inhalts“ luziden und gut nachvollziehbaren Darstellung. Dass LeserInnen zu Anfang jedes Kapitels in nuce einen kursiv gesetzten Überblick über das Folgende erhalten, erleichtert zudem die Durchdringung der Argumentationslinien. Denn dass wir es hier trotz klarer konzeptioneller Darbietung mit einem Knäuel von ineinander fließenden heuristischen Konzepten und Problemkreisen wie Koordinaten zu tun haben, die hier systematisierend vorgestellt und miteinander ins Gespräch gebracht werden, ist trotz der Popularität des Willensfreiheitsthemas bei der Lektüre bald deutlich.

Trotz mancher beim Erstlesen nicht ganz einfach memorabler gedanklicher Linien schafft es die Autorin nicht zuletzt auch durch Schaubilder bzw. mittels di-

verser Tabellen, die unterschiedlichen Modelle und konzeptionellen Ansätze in ihrer Komplexität zu erfassen (S. 55, 91, 134, 155, 168, 189, 199).

Nach einem intensiven „Anmarsch“ über fünf Kapitel (Willensfreiheit, Hirnforschung, Handlungstheorie) gelangt Walde zum zentralen Aspekt ihrer Arbeit, den kognitionswissenschaftlichen Herausforderungen (Kap. 6–8).

In Kapitel 7 reflektiert die Autorin das Gegenüber von automatisierter vs. kontrollierter Handlungssteuerung. Dabei geht es u. a. um die Initiierung von Handlungen durch subliminale Reize, die zwar beeinflussende Wirkung besitzen, aber nicht bewusst wahrgenommen werden. D. h.: vermeintlich freie Entscheidungen lassen sich durch bewusst nicht wahrnehmbare (subliminale) Reize beeinflussen (S. 100). Dabei werden bewusste Entscheidungen durch eine Anzahl vorgängiger Reize veranlasst, und man könnte von da aus zweierlei folgern: 1. Willensfreiheit ist eine Utopie und konkret nicht machbar/realisierbar, 2. Bewusste Entscheidungen/ Handlungsabsichten sind „kausal irrelevant im Hinblick auf die späteren Handlungen, da diese ohnehin von nicht bewusst wahrnehmbaren Faktoren beeinflusst werden und sogar durch externe Faktoren ausgelöst werden können.“ (S. 108)

Walde macht deutlich, dass diese beiden Folgerungen/Thesen möglich, aber nicht zwingend sind, denn es müssten nicht nur die Bedingungen automatisierter Prozesse, sondern auch deren Funktion kontrollierter Vorgänge sowie die Bewusstseinsfunktion bei Selektion/Steuerung von Entscheidungsakten und entsprechenden Handlungen Berücksichtigung finden. Dies empirisch zu beleuchten wäre Aufgabe weiterer Modellbildung im Blick auf die Willensfreiheit und die Deutung von kontrollierten und automatisierten Entscheidungsprozessen.

Dass die Willensfreiheitsdebatte nicht als Neuauflage des Determinismus-Problems zu betrachten sei, sondern als eine darüber hinausweisende Diskussion, begründet die Autorin mit dem Hinweis, dass es in ihrem Modellkonzept maßgeblich und entscheidend um das Problem des Epiphänomenalismus gehe (der ja bekanntlich meint, dass mentale Zustände keinerlei kausale Bedeutung zukäme und sie sich zu den maßgeblichen neuronalen Zuständen epiphänomenal verhielten). Die beiden „großen Einwände“ gegen die Willensfreiheit (Determinismus und Epiphänomenalismus) sind nach Walde hermeneutisch von dem zugrunde gelegten Modell der Willensfreiheit abhängig, d. h. von der Entscheidung, ob man nun eher einer kompatibilistischen oder inkompatibilistischen Sicht der Dinge folgt. Beim Determinismus ist im Blick auf die Willensfreiheit festzuhalten, dass er durchaus bewusste und willentlich gesteuerte Entscheidungen zulässt, der ins Spiel kommende Determinismus als Vorbedingung von Willensfreiheit zu begreifen wäre. Wobei in der epiphänomenalistischen Sicht – dies folgt aus der kausalen Irrelevanz mentaler Zustände – bewusste Kontrolle keinerlei Auswirkungen auf die Zukunftschancen eines biologischen Systems hätte, da dies von jenen ja nicht tangiert würde (S. 126).

In Kapitel 10–12 geht Walde drei (in ihrer Auffassung) *notwendigen* Bedingungen der Willensfreiheit nach, um den epiphänomenalistischen und deterministischen Argumentationslinien zur Widerlegung der Willensfreiheit gerecht zu werden. Es handelt sich um drei Bedingungen, die zusammen genommen *hinreichend* sind für die Willensfreiheit.

Bei der *Relevanzbedingung* geht es um den Einfluss von mentalen Zuständen auf die Welt des Physikalischen; anders gesagt: mentale Prozesse spielen im Physikalischen eine Rolle bzw. müssen in irgendeiner Form in den physikalischen Bereich eingehen, um Handlungen/Entscheidungen von Personen beeinflussen zu können

(S. 138). Zugespitzt in der *Monismusbedingung* meint dies, dass aus ontologischer Sicht alle mentalen Zustände auch im weitesten Sinne physikalisch bzw. auch funktional beschreibbar sind, was mit ihrer epistemischen Irreduzibilität einhergeht.

Die *Bedingung der geeigneten Determination* macht deutlich, dass es keine nicht-determinierten freien Willensentscheidungen geben kann. „Freie Willensentscheidungen sind nicht nicht-determiniert, sondern auf bestimmte Weise determiniert.“ (S. 196)

Als ergänzende und quasi „neue“ Bedingung der Willensfreiheit entfaltet Walde ihre hermeneutische „Spitze“ mit dem Hinweis auf die (etwas unvermittelt auftretende) „epistemische Offenheit der Zukunft“ (S. 169 ff.):

„Die Bedingung der epistemischen Offenheit der Zukunft erlaubt einen Übergang zwischen dem epistemischen Indeterminismus (der epistemischen Grundlage der Intuition der alternativen Entscheidungsmöglichkeiten) und der Willensfreiheit (im hier entwickelten Sinne) auf ontologischer Ebene. Die epistemische Offenheit der Zukunft findet ihren Ausdruck in der Intuition der alternativen Entscheidungsmöglichkeiten bei gleicher kausaler Vorgeschichte.“ Diese Vorstellung führe zu Szenarien, in denen von Personen in bestimmten Situationen auch andere Entscheidungen hätten gefällt werden können als die tatsächlich gefällten. (S. 202)

In diesem Sinne lebt Waldes Modell von der „Vorstellung der Vorstellungen“ von Personen, denn „dies scheint das paradoxe an der Willensfreiheit [...]: Sie verschwindet, wenn Personen glauben, dass sie keine Willensfreiheit haben und sie wird möglich, wenn Personen glauben, dass sie manchmal frei entscheiden und handeln können.“ (S. 206)

Walde legt mit dieser Vorstellung ein dezidiert „zukunftsfähiges“ Modell vor, das sie selbst im Strom evolutionärer Modelle der Willensfreiheit sieht. Denn einen Nutzen hat dieses Modell allemal, und zwar gerade unter dem eben genannten Vorzeichen einer *epistemischen Offenheit der Zukunft*: höhere Flexibilität im Blick auf die Handlungsselektion und Handlungssteuerung – und dies gewährt Überlebensvorteile. Sonst wäre der Libertarismus auch kein wirkliches „Freiheitsmodell“, wenn dieser Aspekt nicht gegeben wäre. –

Dass Waldes Entwurf sich mit den heuristischen Parametern einer „Geist-Hermeneutik“ in theologischen Diskursen sowie mit den semantischen Differentialen einer ästhetischen Weltsicht verbinden lässt, lässt ihren Ansatz als leicht anschlussfähig an Debatten zwischen den Disziplinen erscheinen, auch jenseits einer rein philosophischen Betrachtung eines wichtigen Kernproblems der Anthropologie und Philosophie. Willensfreiheit „nach vorn“ zu denken hat ja durchaus auch eine „prophetische Note“, die man Walde zunächst zwar nicht einfach unterstellen darf; doch die skizzierte epistemische Offenheit lässt ihr Konzept auch und gerade für kreativ-künstlerische Antizipations- und Vernetzungsstrategien im weitesten Sinne offen erscheinen, was nicht zuletzt auch Raum schafft (und gleichsam „Freiheit“ generiert) für das Wirken eines Gottes und eines Gottes-Geistes im Rahmen menschlicher Entscheidungsspiele und Entzifferungsprozesse, seien die nun prima facie „frei“ oder „determiniert“.

PD Dr. Thomas Nisslmüller, Schlangenbad